

## **Zur Abschiedsfeier von Hermann Berger am 11. Februar 1993 im Südasien-Institut der Universität Heidelberg**

Für die Aufgabe, diese Laudatio für meinen Freund und Kollegen Hermann Berger zu verfassen, fehlt mir zwar die Verankerung in einer philologischen Disziplin, andererseits haben wir aber einen Teil unserer Feldarbeit in derselben Region geleistet und die längste Phase unserer akademischen Tätigkeit in einem interdisziplinären Institut durchlebt. Über zwanzig Jahre hinweg haben wir die Schicksale des Südasien-Instituts geteilt und unter ihnen gelitten, bis zum fast unvermeidlichen Ende, nämlich einer Reform, die das ursprüngliche Konzept massiv reduziert—damit ist entschieden, daß sich die nachträgliche Suche nach dem Sinn der optimistischen Gründung in der nächsten Generation wiederholen wird. Gerade deshalb aber ist es nötig, vor dieses Ende einen Überblick zu setzen. So werde ich jetzt zum Chronisten.

Als ich Hermann Berger noch in jungen Jahren in München kennenlernte, war bereits klar, daß er eine ganz ungewöhnliche Begabung auf dem Gebiet phonetischer Studien besaß und daß er die Neigung und Fähigkeit hatte, seine Beobachtungen zum Ausgangspunkt phantasiereicher Konstruktionen zu machen.

Eine der Arbeiten galt dem Nahali, einer „nur von wenigen Familien gesprochenen Sprache Zentralindiens“, von der aus er zu weitreichenden Überlegungen kam. Er hat aber beim Flug der Gedanken nie die Selbstkritik verloren, jedenfalls nicht auf Dauer. Deshalb sind von jenen frühen Entwürfen und Ideen manche nur in Anspielungen oder in verfremdetem Kontext erhalten geblieben. So hat Berger z.B. die japhetische These N. J. Marrs um eine Variante bereichert: indem er das Burushaski mit dem Baskischen verglichen hat.

Die These ist nicht besser, aber auch nicht schlechter als andere Versuche. Ich war ja ein Schüler des Kaukasisten Bleichsteiner, und der war diesbezüglich auch nicht erfolgreich. Das Bemerkenswerteste jedoch war die Intensität, der

Arbeitseinsatz: Um die These überprüfen zu können, mußte Berger nicht nur Burushaski erlernen—sondern auch das Baskische.

Ein Resultat ist mir heute noch erinnerlich. Es keimte in Berger der Verdacht auf, daß die Teufelsnamen der Hexenprozesse aus dem Baskischen stammen könnten, vielleicht weil bei der späten Christianisierung des Baskenlandes eine Art Umkehrung, eine Rache-Mission in die Nachbargebiete möglich wurde. Vielleicht ist das ein Fantasy-Roman, aber ein sehr gescheiter, und es wäre erfrischend, wenn gelegentlich auch anderen Kollegen so etwas einfallen könnte.

Die Konsequenz war weitreichend und richtig. Man kann oft das undurchdringliche Gewirr epischer Sagenstoffe nur mit der Annahme erklären, daß einfachere, konsequente „Grundmythen“ mit dem Niedergang der ursprünglichen, hier vor-arischen Kultgemeinschaft allmählich in eine Unzahl von Lokalvarianten zerfielen, die dann eine spätere Redaktion schrittweise wiedervereinigte—zu komplizierten Gebilden. Mein früherer Humboldt-Stipendiat Peter Parkes hat in solchen Fällen von Sekundär- oder Privatmythen gesprochen.

Ich möchte aber den Arbeiten dieser Phase nicht eine allzu große Bedeutung zuschreiben. Sie zeigen Motivation und Richtung der frühen Versuche. Wenn dann in der Reifezeit die Selbstkritik überwiegt, wird der Zugang zu einer Sprachmorphologie auf phonetischer Basis eröffnet—und für diesen Übergang waren die Feldaufenthalte die große Chance.

Im Sommer 1959 konnte Berger an der von H.-J. Schneider geleiteten zweiten Karakorum-Expedition teilnehmen, die im Hunzatal, und zwar auf beiden Talseiten, in Hunza und Nager, tätig war. Dabei lag über die Sprache des Untertales, das Shina, bereits ein kleines, gutes Buch vor. Über das Burushaski gab es das dreibändige Werk von Lorimer, das ja Berger zu dem kühnen Vergleich mit dem Baskischen herausgefordert hatte.

Burushaski ist eine rätselhafte nicht-indoeuropäische Sprache. Sie gilt als kaum erlernbar, auch bei den polyglotten Nachbarn. Berger hat sie in den Hochlagern der Expedition so intensiv studiert, daß ihm aufging, daß Lorimer viele Unterschiede nicht gehört hatte—und selbst wenn, dann vermochte er die komplizierten Gedankengänge, die hinter den Konstruktionen stehen, nicht nachzuvollziehen. So wird z.B. zwischen dem real eingetretenen Ereignis und seiner Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit unterschieden. Es gibt gewissermaßen eine dreiwertige Logik. Außerdem wird ein enormes Vorverständnis in den Sprechakt eingebracht, das bis zum Unterdrücken des Hauptverbs führen kann. Groß ist der Bestand an schallnachahmenden Ausdrücken, Spezialformen bezeichnen Tätigkeiten, die es nur in der bestimmten Umgebung geben kann.

Bergers Aufzeichnungen sind bleibende Denkmäler einer—wenigstens in den

letzten Jahrhunderten—strikt lokalisierten Gebirgssprache, die mit der Verkehrsöffnung dem Untergang geweiht ist.

Mit seinen Fähigkeiten ist Berger den Einheimischen unheimlich geworden. Mit Lorimer konnte man auf Distanz bleiben, er erfuhr nur das, was der Selbsteinschätzung entsprach—mit Berger war das nicht möglich. So verbreitete sich das Gerücht, er sei ein Hunza-Kind, einst in die Fremde entführt, jetzt heimgekehrt. Einer meiner Freunde ist Ghazi Johar, ein später Sohn des Muhammad Nazim Khan, den die Engländer zum König gemacht hatten. Ghazi Johar erzählte mir, man habe ihn als Kind einem Europäer vorgestellt, der Burushaski sprach, aber so feierlich und wunderschön, wie er seine Muttersprache nie gehört habe. Er hatte nach der Begegnung mehr denn je das Gefühl, er sei einem echten Hunza-Mann gegenübergetreten.

Der Nachteil war, daß Berger 1961 nach einem zweiten Aufenthalt in Hunza und Yasin keine Einreiseerlaubnis mehr erteilt wurde, und zwar auf Betreiben des lokalen Establishments, das den Zusammenbruch der Legende von der humanen Fürstenmacht und den genügsamen und langlebigen Hunza-Leuten fürchtete.

Tatsächlich ist eine solche Ernüchterung heute eingetreten. Würde alles publiziert, was Buddruss, ich selbst, mein Schüler Nayyar und vor allem Frau Stellrecht erfahren konnten, würde das edle Bild wesentliche Abstriche erfahren: gnadenlose Härte gegen sich und andere—das habe ich erlebt.

Aber gerade bei Berger bestand diesbezüglich keine Gefahr. Seine Haltung war von Respekt und Liebe, durch den Verzicht auf jede Sensationsmache geprägt. Er verfiel dem Wunder dieser Sprache, der Landschaft und ihrer Menschen. Als er hörte, welche realistischen Haltungen Frau Stellrecht in dem Material erkannt hatte, war er förmlich erschrocken. Auch meine Folgerung erschienen ihm als Sakrileg.

Ich habe nicht die gleichen Voraussetzungen, die übrigen Leistungen Bergers zu würdigen. In die Mythologie der Zigeuner hat er sich eingearbeitet und Feldforschung bei einem Stamm südindischer Peripatetiker durchgeführt. Das ist für mich ein zu fernes Thema, auch sein Beitrag zur Phonemstatistik.

Wohl aber kann ich bezeugen, daß er das gleiche verständnisvolle, wohlmeinende Eingehen auf die Person, das ihn zum Freund seiner Informanten machte, auch seinen Schülern zuwendete.

So hatte er Heinrich von Stietenron eine Arbeitsrichtung konzidiert, die in vieler Hinsicht in genauem Gegensatz zum eigenen Ansatz stand. Von Stietenron bekam die Möglichkeit, eine philosophisch-religionsgeschichtliche Abteilung aufzubauen. Hätte das Südasien-Institut noch Attraktivität, so könnte man ihn von Tübingen zurückholen, bruchlos, und als Bestätigung.

Jetzt entdeckt man das Fehlen der Beschäftigung mit südindischen, sprich: drawidischen Sprachen als Manko des Südasiens-Instituts. Berger hat sich jahrelang bemüht, die Lücke zu füllen, für die es eine Idealbesetzung gab. Statt dessen hat man uns mit einer Politologie Südasiens beschenkt—weil das den Vorstellungen der Administration von Aktualität entsprach.

Als von Stietencron nach Tübingen ging, wurde seine Abteilung ohne Änderung des Titels für ein Vorhaben genützt, das ganz anders, aber ebenso reich an Perspektiven war.

Günther Dietz Sontheimer vertrat eine Richtung, die wir in Wien erfolgreich entwickelt haben, und zwar für die Japanologie, durch Alexander Slawik und Josef Krainer (früher Professor in Bonn, jetzt Direktor des Deutschen Instituts für Japan-Studien in Tokio). Es handelt sich um die Verbindung von Philologie mit Folklore-Studien. Die Leistungen Sontheimers sind vergleichbar. Es ist äußerst typisch für den deutschen Schwenk vom finanziell weniger interessanten indo-pakistanischen Raum zum ostasiatischen Pol des Reichtums und der ökonomischen Zukunftshoffnung, daß ein solches Institut eben für Sontheimer nicht zur Verfügung gestellt wurde, obwohl diesbezüglich in Indien eine ganze Welt zu entdecken bleibt. Sontheimer hat dort ein enormes Maß an Sympathie erworben, die Bindungen werden auch nach seinem plötzlichen Tod bestehen bleiben.

Die Arbeiten von Dieter B. Kapp haben dann eine vergleichbare Arbeitsweise zum vollen Erfolg geführt—gegen viel Verständnislosigkeit: Die Kurumba, ein drawidischer Stamm in den Nilgiris, zurückgezogen lebend, als Zauberer gefürchtet, sprechen eine altertümliche, dem Tamil nahestehende Sprache. Sie sind Träger reicher mündlicher Überlieferungen an Mythen und Märchen. Der Dialekt der Alu-Kurumba wurde von Kapp erstmals ausführlich mit Grammatik, Texten und Wörterbuch erarbeitet und als Habilitationsschrift angenommen. Mir blieb es vorbehalten, aufzuzeigen, daß der von ihm untersuchte Menschenformungsmythos der Munda auch in der Nordwestgrenzprovinz lebendig ist.

Es gibt andere Kollegen, die die Anregungen Bergers mit Erfolg aufnahmen. Claus Peter Zoller wurde durch eine Bemerkung während einer Sanskrit-Stunde angeregt, mit linguistischen Feldforschungen im Himalaya zu beginnen. Er stieß dabei auf eine periphere Sprache, deren Archaismen sich auf ein Element zurückführen lassen, das dem Kentumzweig des Indoeuropäischen nahestehen mag. Berger hat dies akzeptiert. Es gehörte einiges dazu, sich nicht von kritischen Stimmen abschrecken zu lassen.

Das Problem war—und das gilt von allen Arbeiten, die Berger in seiner Spätzeit angeregt oder selbst vorangetrieben hat—, daß die Erklärung nicht

mitgeliefert wurde. Es gibt einen weiteren Kontext, Zoller konnte ihn nicht kennen: Untersuchungen, die von Henning eingeleitet wurden, haben ergeben, daß es eine mächtige Welle proto-tocharischer Sprachen gegeben haben muß, die sich in Zentralasien auswirkte, aber auch nach Südasien vordrang—vor dem Entstehen der Reiterkulturen.

Es gehört zu meinen Erfahrungen, daß man oft einen besseren Ausgangspunkt hat, wenn zunächst die Morphologie rätselhafter Sprachen dargestellt wird, unbeeinflusst, ohne besondere Erwartungen. Dann kann der Archäologe das Wagnis der Interpretation unternehmen, ohne die Basis zu gefährden. Nur ein Beispiel:

Berger war aufgefallen, daß zwischen dem Werchikwar in Yasin und dem Hunza-Burushaski enge und rezente Verbindungen bestehen, die sich nicht durch die frühere Zugehörigkeit zu einem geschlossenen Territorium (Brusha) erklären lassen. Erst jetzt wird klar, daß der Eroberungsfeldzug aus Moghulistan, geführt von Mirza Haidar im Jahre 1527, zur Ausrottung der Bevölkerung in Punyal, Yasin und Ishkoman führte. Der leere Raum wurde in Ishkoman durch Zuwanderer aus Chilas, oder—in Yasin—durch Burushos gefüllt. Die Heiratsverbindungen sind danach bestehen geblieben.

Dafür sitzen die Flüchtlinge der Punyalis in Hini und in anderen Dörfern des mittleren Hunza-Tals. Buddruss erfuhr von der Herkunft aus Punyal, konnte aber damit nichts anfangen. Den ethnographischen Beleg habe ich geliefert. Sprachliche Hinweise sind vorhanden.

Das heißt, daß die Arbeit Bergers—die exakte Erforschung kleiner und kleinster Spracheinheiten—jetzt Früchte trägt: Es besteht eine Parallele zu den Studien von Dul'zon, einem Deutschen übrigens, der als Universitätsprofessor in Tomsk von der linguistischen Analyse ausgehend die interessantesten ethnogenetischen Studien in Westsibirien ausgelöst hat.

Wenn es jetzt darum geht, ob diese Arbeitsrichtung fortgesetzt werden soll, dann müssen wir bedenken, daß bei Abbruch ohne ausreichenden Ersatz die Universität Heidelberg die Rechnung mit einer Einbuße an ihrem Ansehen bezahlen wird.

Die Gründung des Südasien-Instituts war von Zufälligkeiten geprägt. Der Plan war auch deshalb sehr allgemein gefaßt, weil man die Zustimmung der zögernden Universität brauchte—andererseits mußte man den Neuberufenen ebenfalls Zugeständnisse machen, weil man anfangs allzu viele Absagen erlebte—zwei allein in der Indologie. Weitere Verweigerungen hätten die Gefahr heraufbeschworen, die Gelder könnten vom Landtag gestrichen werden.

So konnte, ja, mußte zunächst jeder von uns die Ausrichtung seiner Arbeit

selbst entscheiden. Ich bin Herrn Berger dankbar, daß er dies getan hat! Er ist sich und damit der Wissenschaft treu geblieben.

KARL JETTMAR